Die Anfangsentwicklung der geistigen Cultur des Menschen.

Von Dr. G. Grupp.

Je mehr wir die einzelnen Seiten der menschlichen Cultur ins Auge fassen, desto deutlicher werden die Unterschiede, welche den Menschen vom thierischen Dasein trennen.

Bei dem Thiere findet sich weder eine Lebensfürsorge (Nahrung, Kleidung, Wohnung) wie bei dem Menschen, noch Sitte, Recht, Staat, Sprache, Litteratur und Religion. Dennoch erhebt sich die Frage, ob sich das Thier nicht etwa durch allmähliche Ausbildung seiner Fähigkeiten zu solcher Höhe entwickeln könne und im Menschen wirklich entwickelt habe. Man kann diese Frage mit dem einfachen Hinweis darauf verneinen, dass dem Thiere die Vorbedingungen aller Entwickelung, die Sprache und damit das Denken, fehle. Allein man hält uns entgegen, dass die Thiere auch Zeichen der Verständigung haben, und was das Denken anbelange, so fehle dem Thier selbst nicht die Grundfunction des Denkens, die Synthese der Vorstellungen.

Auch das Thier combinirt Vorstellungen oder vielmehr richtiger, die Vorstellungen combiniren sich von selbst. Das Thier hat ein Gedächtniss. Mit der Vorstellung Wasser z. B. ist in seiner Seele die der Erfahrung leicht zugängliche Eigenschaft des Kühlenden, Durststillenden, mit der Vorstellung des Stockes die der Schläge, die er ertheilt, combinirt u. s. f. Das Thier besitzt nicht nur die verschiedenen gleichartigen Vorstellungen des Wassers, des Stockes u. a., zusammengestellt zu einer Gesammtvorstellung, einer Art sinnlichen Begriffs; es sind mit dieser Vorstellung auch Merkmale verknüpft, die seinem Leben und Fühlen

besonders nahe gehen. Eine eben gegenwärtige Vorstellung reiht sich unter die im Gedächtniss aufbewahrten gleichen Vorstellungen, unter die congruente Gesammtvorstellung oder den Vorstellungscomplex mit Leichtigkeit ein. Anders wäre uns Vieles nicht erklärbar, z. B. das Wiedererkennen des Menschen, des Weges u. s. w. Wenn ein Thier, um die Oberfläche des Wassers oder anderen Getränkes in einem engen Gefässe sich nahe zu bringen, in das Gefäss Steine hineinwirft, muss es die Schwerkraft des Steines und die Hebbarkeit des Wassers erkannt und zu einer Art Schluss combinirt haben.

Allein dieses „Denken" des Thieres hat bald seine Grenzen. Es fehlt ihm die geistige Activität und Spontaneität. Sodann ist seinem „Geistesleben" doch nur das seinem physischen Dasein Zusagende und Feindliche zugänglich. Zu wahrer Objectivität erhebt es sich nicht. Es lebt nur sich und dem gegenwärtigen Augenblick. Vergangenheit und Zukunft hat für das Thier wenig Werth. Es hat keinen „Zeitsinn" (Prantl). Es geht nicht ein in das Wesen der lebenden und leblosen Dinge ausser sich und verfolgt nicht das Werden der Wesen. Die tieferen Gründe und Ursachen, sowohl metaphysische als historische, sind ihm verschlossen. Der causale Trieb des Geistes fehlt ihm, wie die letzten Synthesen und Analysen, denen das menschliche Denken von Haus aus zustrebt. Die Dinge haben für das Thier keinen selbständigen, unabhängigen Werth in sich; sie kommen nur in Betracht, soweit sie das niederste, rein physische Dasein betreffen. Es sucht auch nicht vergangene Ereignisse zu einem übersichtlichen Ganzen in der Erinnerung und Erzählung zusammenzufassen und sie als objective Welt dem geistigen Auge Unbetheiligter vorzustellen.

Der Mensch hat geistiges Dasein, er kann in sich und für sich leben, er hat ein actives, spontanes Geistesleben, während das Thier ganz in der Aussenwelt aufgeht. Freilich lebt der Mensch nicht wie Gott in sich, als ob Alles aus ihm hervorginge, was seine Phantasie und sein Denken an Gestalten, Gefühlen und Ideen beherbergt. Vielmehr gewinnt er erhöhtes kräftigeres Dasein nur durch Aufnahme äussern Ideenstoffes. Selbst Gott offenbart sich ihm vornehmlich von Aussen und gibt ihm Nahrung und geistiges Leben. Geistige Activität und Spontaneität, Objectivität und das Eingehen in fremdes Dasein setzen sich gegenseitig voraus. So gegensätzlich beide Bestimmungen scheinen, so sind sie doch nur verschiedene

Seiten einer und derselben Eigenschaft des menschlichen Geistes, der wir unten wieder begegnen.

Goethe sagt einmal, mit jeder Sprache, die der Mensch erlerne, gehe ihm neues Dasein, ein neues Leben auf, und Rückert: „Mit jeder Sprache, die du erlernst, befreist du einen bis dahin in dir gebundenen Geist, der aufschliesst unbekannt gewesene Weltempfindung, der jetzt thätig wird mit eigener Denkverbindung. Ein alter Dichter, der nur dreier Sprachen Gaben besessen, rühmt sich der Seelen drei zu haben". Man kann diese Beobachtung noch erweitern. Mit jedem neuen Wort, das z. B. die ersten Menschen lernten, erschloss sich für sie neues Dasein. Eine tiefe Poesie entdeckt man in den Urwurzeln der Sprache, welche die ersten Beobachtungsgegenstände bezeichneten. Die Dinge, die man nannte, erhielten menschliche Fülle und Wärme. Mit aller Innigkeit frischen Naturgefühls lebten sich die Menschen in sie ein und drückten ihr eigenthümliches Dasein aus, das Glänzende und Helle ihrer Erscheinung, die Raschheit oder Langsamkeit der Bewegung, die Töne und Geräusche, welche sie von sich gaben. Die menschliche Seele versenkte sich in das träumerische stille Dasein der Erde, der Pflanzen und Bäume, in die Beweglichkeit, Kraft, Schlauheit, in den Flug und Gesang der Thiere, in das Stürmen und die Stille des Himmels, den Glanz des Blitzes und der Gestirne. Ueberall ging ihm neues von seinem verschiedenes Leben auf. Welche Fülle bot aber erst die Menschengesellschaft, die Familie, der Stamm, an neuen Momenten und Weisen des Lebens! Darin liegt der grosse Reiz aller Erzählung und epischen Dichtung, dass sie uns mit dem ideellen Besitze neuen Daseins, mit der Anschauung der Kämpfe und Siege, der Verluste und Errungenschaften, dem Schmerz und der Freude fremden Lebens bereichert.

Des Menschen geistiger Vorzug beruht nicht also darauf, dass er aus sich eine Welt erbaut, dass er das ganze Gedankenmaterial, mit dem er sein geistiges Dasein erhält, aus sich herausspinnt, wie wohl einmal eine Zeitrichtung irrthümlich wähnte, sondern in dem Eingehen in fremdes Dasein, in der geistigen Hingabe, in der Aufnahme äusseren Stoffes, den er aber freilich selbständig verarbeiten muss. Denn der äussere Stoff als solcher ist zerspalten und zerfällt in eine Vielheit discreter Glieder. Es ist die Activität des menschliches Geistes, welche dies Mannigfaltige und Discrete verbindet. Der Geist ist es, der das verborgene Wesen, die Ursache

findet, welche der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu Grunde liegt. Denken wir an den bunten Reichthum der Scenen und Gestalten in der Ilias und Odyssee. So lose ein Lied mit dem anderen zusammenhängt, es ist eine Einheit, welche das Ganze durchdringt: dort ist es der Zorn des Achilleus, der den Griechen Niederlage bringt, seine Zurücksetzung, seine Erhöhung und sein Untergang; hier die vom strafenden Gotte über Odysseus verhängte Reihe von Leiden, Versuchungen, Gefahren und Kämpfen, die seine Weisheit und seine sittliche Kraft bewähren und endlich den Lohn bringen. Erst diese geistige Synthese, wie sie nur griechischer Geist erreichte, hat einen Sagenstoff, der auch anderwärts vorgelegen wäre, zu einem Ganzen gestaltet.

Beides gehört zusammen: Reichthum und Fülle, Einheit und Ordnung, wie im Geiste Receptivität, bezw. Objectivität und Activität. Wir sagten oben, diese beiden Bestimmungen des Geistes gehören zusammen und bezeichnen ein und dieselbe Thätigkeit des Geistes, wir meinen seine Reflexivkraft, die mit dem Selbstbewusstsein zusammenhängt. Die Reflexion unterstellt gegebene Vorstellung der Einheit des Geisteslebens, deutet und erklärt sie aus dieser. Doch ist hier nicht der Ort, diese Eigenschaft des Weitern auszuführen.

Bedeutungsvoll ist uns aber an der ganzen geistigen Eigenthümlichkeit des Menschen nicht so sehr das bessere Denken, die leichtere Combination der Vorstellungen — Ansätze hierzu finden wir auch bei dem Thiere — das Intellectuelle hat für uns nur Werth als Ausdruck einer tiefern sittlichen Natur des Menschen. Die erhöhte Receptivität und die Activität des Menschen gilt uns als Ausdruck tieferer und höherer Bestimmung, jenes unendlichen Triebes im Menschen, den wir schon früher als des Menschen ächteste und unvertilgbarste Naturausstattung gekennzeichnet haben. Auch unsere gegenwärtige Betrachtung führt uns auf diese Wahrheit zurück, dass im Wollen und Fühlen, im Streben und Begehren sich des Menschen Natur, seine höhere Bestimmung und der tiefere Sinn der Welt überhaupt offenbare. Hier wird er des Unendlichen, Unermesslichen und Ewigen inne. Von hier stammen alle höhern Impulse der Cultur, ja insofern auch der Religion, als die erhöhte sittliche Energie allein der Offenbarung in den Propheten, in Christus und der Kirche entgegenführt.

I. Die Sprache.

Die Elemente der Sprachbildung sind einerseits die Sinneswahrnehmungen, Gefühle und Empfindungen, und andererseits die durch die Sprachorgane bildbaren Laute. Jenes ist der Stoff, dieses die Form. Einem sprachlosen Zustand sind demnach Empfindungen durch das Auge, Ohr, den Tast-, Geruchs- und Geschmackssinn möglich. Im Innern wogt die steigende und fallende Fluth des Gemeingefühls mit seinen wechselnden Stimmungen. Soweit die auf diese Weise entstandenen Vorstellungen und Stimmungen zur Constituirung eines gewissen Verlaufs, einer gegenseitigen Attraction von Vorstellungen dienen (z. B. das Gefühl des Durstes und das Wasser, seine Erreichbarkeit; der Stock und das Gefühl der Schmerzen), kann man von einem sprachlosen Denken reden, wie es die Darwinisten thun, um dem Einwand der Sprach- und damit Denkunfähigkeit der Thiere zu begegnen. Dennoch kann man nicht übersehen, dass das Denken doch nur uneigentlich von Thieren prädicirt werden kann. Wir verknüpfen mit dem Denken einen tiefern Begriff. Deshalb bleiben Max Müller u. A. immer noch mit Recht bei der Annahme Humboldts, Herders u. s. w. stehen, dass es kein stummes sprachloses Denken gibt. Ein stummes Sprechen, ein unendlich rasches Spiel der Gehör- und Sprachnerven begleitet stets fort unser geistigstes Denken, so gewiss als unser Denken nie sich von sinnlichräumlichen Vorstellungen zu emancipiren vermag. Selbst bei der Vorstellung Gottes, abstracter Begriffe wie der Gerechtigkeit, der Weisheit, fehlt nicht alles raumanschauliche Element.

Lautsymbolik und Localbegriffe sind auch die Mittel, womit wir in der Sprache die feinsten geistigsten Beziehungen, rein metaphysische Andeutungen für den Nächsten erkennbar ausdrücken, z. B. die zeitlichen Momente der Vergangenheit (Gegenwart) und Zukunft, die Möglichkeit, die verschiedenen Formen der Beziehungen zwischen Substanzen, die Abhängigkeit, das Dativ- und Accusativverhältniss. Die Etymologen sind vielfach im Widerspruch über die Erklärbarkeit gewisser Formen durch Lautsymbolik oder Localadverbe. Dennoch wird keine Weise einseitig gepflegt, und nur über das Mass wird gestritten.

Wir haben oben zwischen Form und Stoff in der Sprache unterschieden und zur Form alles Phonetische gerechnet. Wir

müssen noch anderer Anwendungen dieser Begriffe gedenken. Es gibt z. B. eine innere, durch Phonesis nicht bemerkbare Sprachform. Wenn der Hebräer z. B. auch kein Tempus für die Gegenwart hat, und diese vielleicht durch das sog. Futurum ausdrückt, ist dies kein Beweis für das Fehlen der innern Sprachform. Wie oft ergibt es sich auch sonst erst aus dem Sinn der Rede, welcher unter verschiedenerlei Formen einer anderen Sprache die vorliegende Form entspricht! Die Formen der Sprache eilen oft dem Denken voraus, oft bleiben sie hinter ihm zurück, sie sind dort zu luxuriös, hier zu arm. Im strengen Sinn kann jedoch von innerer Sprachform nicht gesprochen werden. Denn wo sie nicht an den Tag tritt, scheint sie auch nicht vorhanden. Deshalb wurde die Anwendung dieses Begriffes aber natürlich nicht ganz mit Recht bestritten.

Unanfechtbar ist die Unterscheidung der Elemente der Sprache, als eines hörbaren Lautcomplexes, in Stoff und Form nach ihren Wörtern und Wortgestaltungen. Den Stoff der Sprache bietet uns das Lexikon, die Form die Grammatik. Zur Form gehört die Declination, Conjugation, und zum grössten Theil die Syntax. Der Unterschied zwischen Form und Stoff wird aber dadurch wieder flüssig und zum Theil ganz aufgehoben, dass in der primitiven Sprache, wie im Chinesischen, das, was anderwärts bedeutungsloses Affix, ein leeres Wort mit symbolischer Bedeutung geworden ist, hier seine materiale Bedeutung wenigstens ausserhalb seines formalen Dienstes behält; z. B. jin Mensch, tu Menge, die Zusammensetzung bildet den Plural jin-tu Menschen, Menschenmenge. yudh heisst im Sanskrit Kämpfer und kämpfen (θυμίνη). In Verbindung wahrscheinlich mit einem doppelten as = er, also „kämpfener-er“, entsteht der Plural yudh-as Kämpfer. Indessen gefährdet doch die Unbestimmtheit der Grenzen nicht die gute Brauchbarkeit jener Unterscheidung.

Fassen wir zunächst den Stoff der Sprache ins Auge. Die Sprache muss in sich alle dem Menschen zugänglichen Objecte der Natur, Naturerscheinungen, die Unterschiede der Menschen und ihre Beziehungen, ihre Werke und Thaten, die seelischen und leiblichen Vorzüge der Menschenwelt enthalten, wenn sie zum vollendeten Organ des Denkens und der Erzählung dienen will. Die Frage nach den ältesten Wurzeln, bezw. die damit identische Frage, was der Mensch zuerst in Lauten wohl symbolisirte, ist nicht so fast für

die Philosophie der Sprache als für die des menschlichen Erkenntnissprocesses von grösster Wichtigkeit.

Es ist eine Lehre der Noëtik, dass der Mensch zuerst an den Dingen das Allgemeinste, ihre Belebtheit, ihr Sein auffasst, und eine fernere Lehre derselben Disciplin oder auch der Logik, dass der Allgemeinbegriff, den sich der Mensch aus einer einzigen oder einer Reihe ähnlicher Erscheinungen bildet, dem Wesen der Sache (ihrer Wesensform) entspreche. Diese Lehren werden von der Sprachetymologie wohl im Allgemeinen bestätigt, aber doch näher modificirt und beschränkt.

Zunächst waren es wohl Gesichtserscheinungen: Thiere, Bäume, Pflanzen, die Sonne und Gestirne, was der Mensch bezeichnete. Wir kennen die biblische Erzählung (1 Mos. 2, 20). Schwierig ist hiebei nur, dass z. B. die Thiernamen selbst, wie alle Nomina, auf verbale und adjectivische Benennungen hinweisen, welche eine Charakteristik der betreffenden Thiere bieten, sei es nun dass diese primitiven Wurzeln schon vorher vorhanden waren, oder unmittelbar mit den Thierbenennungen zuerst zum Vorschein kamen. Soviel ist sicher, dass das Erste, was benannt wurde, natürlich nicht der ganze Complex der Merkmale sein konnte, welche etwa eine Thier- oder Baumvorstellung umfasste; sondern wenn es eine solche Vorstellung war, die bezeichnet wurde, so wurde doch nur eine bestimmte Eigenschaft oder Thätigkeit aus den übrigen herausgegriffen. Bei den Thieren war es z. B. vor Allem ihre Bewegung, ihr Gang, ihre glänzendere oder dunklere Färbung, ihr Gebrüll und Gesang, überhaupt die Laute, die sie ausstiessen u. A., was in der Benennung als charakteristisch herausgegriffen wurde. Dass damit nicht das Wesen der Thiere erschöpft war, bildet keinen Beweis gegen die realistische Theorie der Universalien [1]). Die Kuh ward z. B. nach der langsamen, Hund und Hase nach der raschen Bewegung benannt, der Bär heisst der Glänzende; nach ihrer geschlechtlichen Seite heisst der Ochse der Befruchtende, die Sau die Fruchtbare. Nach seiner Thätigkeit heisst der Wolf der Zerreissende, der Eber der Aufwühlende, die Maus der Dieb. Die verschiedenen Arten von Geflügel (Gans, Ente, Kukuk, Hahn) wurden nach ihrem Schnattern und Schreien benannt. Das Thätige, Bewegliche fasste der Mensch wohl zuerst und bildete danach Verben, die sich immer

1) Bezüglich des Folgenden vgl. besonders Max Müller, Essays und Weber, Ind. Studien.

als fruchtbare Wurzeln erweisen und eher das Werden der Adjectiven und Substantiven erklären, als umgekehrt. Die Farben wurden wohl nicht gleich in ihren Unterschieden gefasst, sondern mehr die Grunddifferenz von hell und dunkel. Die Wurzel ghar i. Skr. wurde zu hari grün, gilvus, flavus gelb, harit, fulvus roth. Von der gleichen Wurzel kommt gharma Wärme, χαίρειν, χάρις, germen mit dem Begriff des Wachsens. Ferner ist verwandt aurum, argentum und aurora. Harit ist die Farbe der Sonne und Morgenröthe, und davon wurde auch Gold und das hellglänzende Silber benannt. Fügen wir diesen Stoffen des Steinreichs noch aus dem Pflanzenreich Einiges bei. Das Getreide, Weizen (sveta, σῖτος, ζεά) ward von der weissen Farbe des Korns, dieses selbst kurun von dem Mahlen benannt. Ganz merkwürdig ist die Thatsache, dass jener bekannten tellurischen Abfolge der Föhre, Eiche und Buche [1]) Analoges sich auch in der Sprache findet. Feraha (althdtsch) Föhre ist longobardisch feraha, Eiche, lat. quercus; φηγός Eiche ist fagus Buche.

Die meteorischen Erscheinungen: Regen, Schnee, Hagel, Wind, Sturm und Donner machen sich durch Gehöreindruck bemerklich und diese lassen sich leichter als Gesichtserscheinungen in Laute umsetzen. Gleiches gilt für das Fliessen, Wasser, Woge, Welle, Fluss und Strom. Der Tag dyn wird von leuchten dyn benannt (cf. dyaus, devas, deus).

Abstracte Bezeichnungen, wie: sein, werden, haben, welche für die Formung der Thätigkeitswörter nach Vergangenheit und Zukunft wichtig sind, treten zuerst nur in ihrer ganz concreten und individuellen Bedeutung ins Bewusstsein. As-mi = ich bin wird vom Athmen benannt. Im Athem, Odem sah man das Princip des Lebens. Es ist der „ruach", der Hauch, der Alles belebt. „Fui" kommt von φύω entstehen, das man im Aufsprossen der Pflanzen, dem Knospen und Blühen im Frühjahr, dem Entstehen thierischen Daseins beobachten konnte. An evadere, existere = auftreten, heraustreten sehen wir, wie der Begriff des Werdens entsteht, ein höchst philosophischer und unanschaulicher Begriff. „Werden" selbst ist verwandt mit verto = wenden. Eine Sache wird gewendet und es kommt eine neue Seite zum Vorschein. Ἔχω haben heisst ursprünglich „stark sein", denn alles Eigenthum, aller Besitz beruht auf Macht, auf der Gewalt des Arms.

[1]) Vgl. Natur u. Offenbarung, Bd. XXIII, S. 683.

Danach scheint das Allgemeinste an den Dingen, Sein und Werden, Leben und Wirken, nicht wie die noëtische Theorie will, das Erste gewesen zu sein, was bemerkt wurde. Allein dennoch kann diese Theorie wohl bestehen. Unbewusst lag die Vorstellung des Seins und Wirkens allen Begriffen doch zu Grunde. Die allgemeine Belebtheit wurde vom Anfang der Lebensempfindung selbst gefühlt und sogar auf Lebloses übertragen. Das Lebendige, Belebte, die Bewegung und der Glanz des Lichtes ward doch vor Allem, aber allerdings immer in concreter Erscheinung bemerkt.

Bei dem Menschen war es natürlich lange nicht die geistige, sondern seine leibliche Thätigkeit und Erscheinung, welche benannt wurde. Gehen, stehen, sitzen, liegen, wachen, schlafen, sehen, hören sind alte Wurzeln. Ebenso essen, trinken, zeugen, gebären, ferner pflügen, säen, mahlen, kochen, nähen, weben, bauen. Den verschiedenen Thätigkeiten entsprechen die menschlichen Organe, der Leib, der Kopf mit Auge, Ohr und Mund, die Brust und der Bauch mit Armen und Füssen. Von seinem Körper abstrahirte dann der Mensch die allgemeinen Begriffe localer Lage. Welche Bedeutung von Stehen, Liegen, Sitzen abgeleitete Worte (Stand, Lage, ἔθος) bis in die abstractesten Gebiete hinein erhalten, wird nachher noch berührt werden. Die Bezeichnungen abstracter räumlicher Lage wie: auf, in, vor, nach, neben, unter, ward von Körpertheilen abgeleitet, z. B. nom bei den Dinka heisst „Kopf"; wird es einem Worte nachgestellt, so heisst es „auf" (ghut-nom auf dem Dache), wird es vorgestellt, so bedeutet es den Anfang einer Sache. Yic bei den Dinka und kono bei dem Mandingoneger heisst „Bauch". Es bekommt aber die Bedeutung von Inneres, zuletzt von „in" (von innen, drinnen). Yic bedeutet auch Wahrheit, wahr; denn die Wahrheit ist das Innere. Der Geist ist der Athem, die Seele das Blut; mit dem Herzen, dem Zwerchfell (φρένες), dem Kopfe denkt der Mensch (daher cordatus, vgl. hebr. leb). Am Eindringen, Drinstehen, Sammeln (cogitare), Ergreifen, Verbinden, Ordnen (aus- und nebeneinander legen und stellen), am Unterscheiden, Trennen macht man sich das Denken, am Zwiespalt, dem doppelten Fall oder Weg, dem Zweifel, am Abwägen, Annehmen, am vertrauensvollen Hingeben das Meinen und Glauben zugänglich.

Was nun ferner die Unterschiede der Menschen in der primitiven Organisation der Familie anbetrifft, so heisst der Vater als das mächtige Haupt, der die ganze Familie in roher Zeit beschützt, der

Beschützer (pitar) aber auch der Erzeuger (ganitar), die Mutter (mâtar) die Macherin, der Bruder (bhrâtar) ist der Träger, der Helfer, Beisteher, die Schwester (svasar) die Erfreuerin, Trösterin. Die Tochter (duhitar) ist die Melkerin. Der Vater heisst sie lieber seine Milchmagd, als seine Erzeugte (suta) oder Säugling (filia). Der Sohn wurde von Zeugen (su) genannt (*υἱός*). Devar, *δαὴρ* Schwager heisst auch der Spielgenosse; Pati, der Mächtige (potens) *πόσις* ist der Herr. Der Herr des Volkes (vis), der König ist vispati, dâsa-pati (*δεσπότης*), ganaka (von gan zeugen, also Vater; cf. *γύνη*, queen, chuning).

Die Bezeichnungen concreter Wesen, wie der Thiere und Menschen, der Kuh, des Stieres, des Schafes, der Gans, des Hahnes u. s. w., ferner des Vaters, der Mutter, des Nachbars, des Freundes und Feindes, des Herrn und Dieners lassen sich leicht verallgemeinern und auf gleiche oder ähnliche Wesen anwenden. Das betreffende Vorstellungsbild bleibt haften und die bei aller Klarheit doch leicht verwischbare Bestimmtheit des Bildes, dem die ganz individuellen Züge fehlen, hindert nicht, mit ihm auch ungleiche, wenn nur ähnliche Vorstellungen zu identificiren. Für Nichtkenner der Unterschiede ist Alles ein Vogel, was fliegt. So erklärt sich wohl auch die Gleichnamigkeit der Föhre und Eiche bei germanischen, der Eiche und Buche bei gräcoitalischen Stämmen eher aus der zusammenfliessenden Allgemeinvorstellung, als wie man erklärte, aus der Abfolge der Baumflora: Föhre, Eiche, Buche. Das Abstracte solcher Vorstellungen, welche eine allgemeinere Geltung und Anwendung gewähren, aber noch keine streng logischen Begriffe sind, macht keine Schwierigkeit für die Erklärung. Schon schwieriger aber ist die Bildung abstracter Substantive, die eine Eigenschaft, Disposition, eine bestimmte Wirkungsweise, eine Gewohnheit oder ein Gesetz ausdrücken z. B. Weisheit und Thorheit; Wahrheit und Lüge, Schein, Irrthum; Güte, Tugend und Bosheit, Schlechtigkeit, Schönheit und Hässlichkeit, Ordnung, Recht, Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Religion. Die Beziehungen zwischen den Menschen selbst und zwischen Gott und dem Menschen unterliegen bestimmten Gesetzen. Ein Band, ein Bund regelt hier das freie Handeln und Wollen, und die Zusammenfassung und Auffassung dieser Beziehungen ist besonders schwierig, nur Priestern und Gesetzgebern, geistig hervorragenden Menschen erkennbar. Dass es aber eine Brücke gibt von der individuellen Fülle der Gestalten zu den abstractesten Beziehungen, liegt ganz in der Natur der Sache. Wir haben eben

vom Bande gesprochen. Das Band (religio, jungere, jus, ligare lex) bildet eine solche Brücke. Das Band umfasst ein Paar oder eine Vielheit von Wesen.

Die Menge, die Vielheit aber selbst muss bald ihren sprachlichen Ausdruck gefunden haben. Die Worte für bestimmte und unbestimmte Zahlen sind sehr alt. Unmittelbar mit dem Begriff der Vielheit verbindet sich derjenige der Ordnung und Verbindung, der Reihe. Den Begriff der Ordnung lernt der Mensch an der Reihe der Bäume, der Früchte, der Menschen, überhaupt an der Nebenordnung (*διάθεσις*). Es ist aber Eins, was alle verbindet, von Einem Princip getragen und umschlossen sind alle Glieder. Es ist oft eine Eigenschaft, eine Wirkungsweise, welche überall beobachtet werden kann. Daher geht im Sanskrit das Suffix tâti, welches Reihe bedeutet, von der Bezeichnung einer Vielheit über zu der einer Eigenschaft: juventas, eine Reihe von Jünglingen wird zur Jugendlichkeit. Im Griechischen wird aus tâti *της*, *τητος* (*χρηστότης*).

Im Deutschen begegnet uns besonders häufig „heit“, auch „schaft“ und „thum“. Heit (keit) ist angelsächsisch hâd Stand, Ordnung; daher Mannheit (virtus), Gottheit: Natur des Mannes, Gottes. Die eigentümliche Disposition, welche uns die Vergleichung der Männer, eine Zusammenstellung derselben offenbart, ist ihre Natur. In der Bezeichnung „Gottheit“ steckt etwas Pantheistisches; denn in ihr ist Alles vereinigt, was uns verschiedene Gefühle und Vorstellungen des Göttlichen, früher der Götter, bieten. Die Etymologie gibt uns Aufschluss über das eigenthümliche Ingredienz dieses Namens.

Nicht weniger als der Stoff der Sprache, enthält ihre Form sinnvolle Spuren der menschlichen Gedankenentwicklung. Die wissenschaftliche Logik würde viel von ihrer abstracten Unverständlichkeit verlieren, wenn sie sich mehr an Grammatik und Syntax der Sprache hielte, aus der ja Aristoteles selbst die Grundzüge der Logik gewann.

Welch' eine Fülle philosophischen Gehaltes liegt nicht in der nähern Bestimmung des Substantivs, durch welche natürlich immer ein objectives substantielles Verhältniss ausgedrückt wird, namentlich in ihrer Abhängigkeit von Thätigkeitswörtern! Wir dürfen nur irgend eine Grammatik nach den Casus befragen, welche gewisse Verba regieren, um einen ganz überraschenden Reichthum von Beziehungen zwischen den Wesen zu erhalten, wie ihn der Volksgeist auffasst. Die Auffassung ist oft verschieden, die Grund-

züge aber dieselben. Am häufigsten dient der Accusativ zur Bezeichnung eines leidenden Verhältnisses, während der Nominativ das active Wesen bestimmt. Der Dativ bedeutet eine gewöhnlich quantitative Vermehrung, aber auch Verminderung des Wesensbestandes, des Eigenthums, wie auch innerer Güter: daher einem geben, nehmen, einem opfern, schaden, einem befehlen, erlauben. Er steht, wo einem eine Last aufgeladen wird, einem Etwas äusserlich angehängt oder zugefügt wird. Der Accusativ dagegen geht auf das ganze Sein des Objectes: einen betrüben, erfreuen, täuschen, aufklären, belehren, einen angreifen, ergreifen, verwunden, tödten, einen beleidigen, verleumden. Der Genitiv dient zur Bezeichnung der Angehörigkeit, des Eigenseins und des Antheilhabens. Der Gebrauch des Genitivs ist namentlich im Griechischen sehr ausgedehnt. Er ist abhängig von Verben des Erinnerns, Begehrens, Geniessens, Wahrnehmens, des Enthaltens (Vollseins), Beherrschens u. s. w. Ist eine Sache von der andern abhängig, gehört sie einer Person zu, so ist das naturgemässe Verfahren der Lautsymbolik, dass das abhängige Substantiv formell verändert wird. Bei den genannten Verben der griechischen Sprache trifft dies zu. Das ideelle oder totale Umfassen und Begreifen eines Objects wird hier gut durch den Genitiv ausgedrückt. Ein Sein geht ins andere über oder wird von diesem abhängig. Dagegen scheint weniger logisch die Ausdrucksweise „das Haus des Vaters, die Thiere des Landes, die Kinder Josephs, das Wort Gottes“, als hebräisch: bet ab, ḥaiat haarez, bene Joseph, debar elohim, wobei baiit, ḥaiah, banim, dabar, also das abhängige Element, lautlich verändert wird. Dennoch ist auch die indogermanische Construction des Genitivverhältnisses zu rechtfertigen. Denn der Hauptton und die Aufmerksamkeit liegt doch auf dem ersten Glied, auf Haus, Thiere, Kinder, Wort, und dieses wird durch den abhängigen Genitiv näher bestimmt. Durch die Zugehörigkeit zu einer Person oder einem Wesen wird das Ding näher bestimmt und charakterisirt. Es ist eine „Eigenschaft“ im wörtlichen oder bildlichen Sinne des Wortes, das von „eigen“ sich ableitet. Zur Qualificirung bedient sich namentlich das Griechische und Lateinische des Genitivs, aber auch das Deutsche: ein Mann der Gerechtigkeit, der Milde, das Haus der Trauer, der Freude. Gerechtigkeit und Milde, Eigenschaftssubstantive, Freude und Trauer, Verbalsubstantive sind die Wesen, denen der Mann, das Haus gleichsam zugehört. Doch bedienen wir uns, wo der Grieche den Genitiv

oder der Lateiner den Ablativ gebraucht, gewöhnlich der Präpositionen „von, mit“ (in anderen Fällen „nach, an“). Sind ja überhaupt die Casus wahrscheinlich aus Präpositionalsuffixen z. B. χειρὶ aus χεὶρ und einer Form, wie „in“ entstanden. Das Hebräische drückt den Dativ und meistens auch den Accusativ durch le (zu) und et (mit) aus, verschiedene Casus durch be (in). Interessant ist im Hebräischen die Steigerung durch min = von-her. Von mir aus betrachtet ist dieser gross, schön, reich, weise, sagt der Semite, anstatt: er ist grösser, schöner, reicher, weiser als ich. Der Superlativ, das höchste Mass, wird unter anderen also ausgedrückt: der Weise der Weisen, das Lied der Lieder, das gesegnete unter allen Völkern, der Erstgeborene, die Auswahl, die Grenze von dem und dem.

Wie die Veränderungen an Substanzen durch Localsuffixe am Substantiv angedeutet werden, so die temporellen Beziehungen des Verbs ebenfalls durch Combination mit räumlichen Begriffen oder auch durch lautsymbolische Bezeichnungen. Die Vergangenheit wird uns an dem Weggehen und Weggegangenen, das Zukünftige an dem Herankommen verständlich. Die Zeit ist ein Streifen Wegs, eine Linie, auf der wir uns selbst bewegen. Das Sein und Thun in Zukunft wird heutzutage noch durch Verbindung mit „gehen“ angedeutet: je vais dire, it is going to be, deutsch: „ich werde“ (s. oben dessen Bedeutung). Die sanskritische Futurendung syâmi, die für das Griechische massgebend wurde, ist aus „as“ sein und „ya“ gehen und der Pronominalendung für ich zusammengesetzt. Die vergangene Zeit wird durch Wiederholung des Stammes (Reduplication) oder Flexion und ursprüngliche Juxtaposition unbekannter Formen gebildet. Yu-yudhe = ich habe gekämpft (πέπληκα, κέκτηκα). Das Perfect wird im Deutschen mit „haben“, der Aorist durch Beugung gebildet. Die hellern, mattern Vocale verwandeln sich hierbei in dunklere, kräftigere: e, i, a in a, o, u (spreche, sprach; spinne, spann; rieche, roch; schwöre, schwor; grabe, grub).

Soll das Verb die Färbung des Gewünschten, Gedachten, Möglichen erhalten (Conjunctiv, Optativ, Precativ, Potentialis), so wird vielfach die Futurform verwendet und umgestaltet (feram, tulerim von ero, eris; φέροιμι, εἴην von dem schon erwähnten ya gehen).

Schwere Räthsel gibt uns die Satzbildung auf. Hier feiert der Geist und das Denken die grössten Triumphe über das todte Material der Laute. Hier wird allmählich Alles fein nuancirt, was die objective Wirklichkeit an causalen Beziehungen und Ver-

knüpfungen, zeitlicher Aufeinanderfolge, Widerständen und Hemmnissen der geraden Bewegung und Richtung, an ideellen Potenzen, an Plänen, Wünschen und Tendenzen enthält. Die einfachste Form ist die einfache Verbindung von Sätzen, im Griechischen z. B. mit *μὲν* und *δέ*. So sehr sich diese Verbindung dem „und" nähert, hebräisch „we", so liegt doch, wie bei dem hebräischen „we", etwas Gegensätzliches zu Grunde. Wenn der Mensch etwas neues Nennenswerthes beginnt, so bricht er mit dem Alten ab und nimmt eine neue Richtung an. Oder man geht von einem Object auf das andere über. Er sprach, sie sassen (*οἱ δὲ ἧντο*). *Ἀλλὰ*, aut, autem, *αὖθις* bringt etwas Anderes, Neues, Entgegengesetztes. Die einfachste Unterordnung, der Relativsatz, ist bei Homer einfach Einschiebsel. Statt des Relativs braucht er das Demonstrativ. In der Umwandlung demonstrativer Partikeln, bezw. Adverbien in relative liegt überhaupt das Problem der Satzbildung. *Ὅτι*, *ὅτε*, *ὡς*, *ὅπως*, *ἵνα*, quum, quando, quod hat sich natürlich aus der demonstrativen Bedeutung entwickelt und diese Entwickelung war bedingt durch die parallele Aenderung von *ὁ*, *ὅς* dieser in *ὅς* welcher. War diese Entwickelung einmal gegeben, so war es oft Sache der Willkür, welche Partikel zur Bezeichnung des causalen Grundes (weil, da), der das Folgende erklärenden vollendeten Thatsache (nachdem, als) oder zur Bezeichnung der Absicht (um, damit) oder der Folge (so dass) gewählt wurde. Quod *ὅτι* und *ὡς* kann beides ausdrücken, nur dass es dort vor, hier hinter dem Hauptsatz steht, wie es die Logik des Gedankens fordert. Die einfache Darstellung des Verlaufs von der Vergangenheit durch die Gegenwart zur Zukunft (nachdem, so dass) bedarf keiner Modusänderung des Verbs, wiewohl die Analogie oft dazu drängte. Dagegen ist eine modale Aenderung des kategorischen in das hypothetische Verhältniss, in das Bereich der Möglichkeit schon eher bei der Darstellung des verborgenen Grundes, besonders aber bei der Absicht (cum, ut) angezeigt. Nothwendig ist diese Aenderung bei Bedingungssätzen (wenn - so), zumal mit negativer Wendung, d. h. bei irrealen Bedingungssätzen, wie die Grammatik sagt, welche nicht eingetretene Möglichkeiten ins Auge fassen. Der Mensch kann ja gemäss seiner geistigen Freiheit über das Gegebene, Wirkliche hinaus Gedanken und Möglichkeiten entwerfen, welche dem ganzen Verlauf der wirklichen Welt ein anderes Aussehen geben würden. Er kann z. B. in der Menschengeschichte die Bedingungen grösserer Energie, Weisheit und Liebe

oder grösserer Schwäche und Bosheit setzen und daraus Folgen ableiten, welche den gegebenen widersprechen. Hätten die Perser bei Salamis gesiegt — die Punier bei Zama — die Hunnen auf den catalaunischen Feldern — wären die Deutschen immer einiger gewesen — wäre Moritz von Sachsen nicht gegen den Kaiser aufgetreten: — was wäre dann nicht Alles geschehen? Hätten wir in unserem Leben andere Wege, einen anderen Beruf eingeschlagen, so wäre Vieles anders. Für die Art und Weise und das Gelingen seiner Werke und Arbeiten sieht der Mensch viele Möglichkeiten vor sich. Die Möglichkeit ist verwandt objectiv mit der Zukunft, subjectiv mit der Erwartung, der Absicht, dem Wunsche. Daher dient sprachlich oft ein und derselbe Modus zur Bezeichnung der Möglichkeit, Zukunft, Absicht und des Wunsches. Die Bedingungspartikel εἰ ist auch Wunschpartikel: wenn doch.

Wer mit einer gedachten Bedingung eine gedachte Folge verbindet, der muss des Zusammenhangs dieser Ursache und Bedingung mit der Folge gewiss sein. Dieser Grund muss nothwendig diese Folge haben. Daher drücken wir ein nothwendiges Causalverhältniss durch „wenn-so“ aus, während „da“ einen concreten Fall einführt. Wenn einer sucht, wer sucht, wird finden. „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht“. „Si nox furtum faxit, sin aliquis occisit, jure caesus esto.“ Aus der Betrachtung solcher Urtheile schöpfte die Logik ihre Eintheilung der Urtheile nach der Modalität und Relation.

Die Sprache ist ein Hauptmittel und Haupthebel der geistigen Cultur, wie die Schrift. Sie gestattet in allgemeine Begriffe eine Reihe von Erscheinungen zusammenzufassen und sie für das Gedächtniss zu erhalten. Durch diese Reduction der Vorstellungen wird die Auffindung allgemeiner Gesetze, die sich an jene Vorstellungen knüpfen, ermöglicht. Diese Gesetze, denen die Dinge folgen, haben die grösste praktische Wichtigkeit für den Fortschritt des menschlichen Lebens auf dem Gebiete der Eudämonie und der Sittlichkeit. Wir lernen die Dinge und die Menschen immer besser zu behandeln, zu schützen, zu pflegen oder zu beherrschen.

Die Sprache öffnet die Schranken, mit denen die Natur die menschlichen Geister gegeneinander abgeschlossen hat. Sie macht, dass diese verschiedenen Geister Ein Reich, Ein Wesen in gewissem Sinne bilden. Sie selbst ist die Schöpfung eines ganzen Volkes, eines Vereines von denkenden Wesen, und die gesammelte Kraft

der Intelligenzen ergiesset sich in sie und bedient sich ihrer als Organ zum Ausdruck der Ideen, welche alle Seelen bewegen. In der Sprache zuerst schauen wir die gemeinsamen Ideen, welche Alle beschäftigen.

Es gibt kein Volk, dem die Sprache fehlte. In dieser Hinsicht zählen alle Völker zu den Culturvölkern und sie unterscheiden sich nur durch den grösseren oder geringeren Reichthum an Begriffen, so zwar, dass keine Sprache ganz unfähig wäre, selbst die abstractesten Begriffe allmählich zu bilden. Indess besteht dennoch ein Hauptunterschied zwischen den Völkern im Gebrauch der Schrift, deren Mangel ein sicheres Merkmal der Naturvölker zu sein scheint. Die Schrift begründet ein selbständiges geistiges Leben. Sie entreisst das flüchtige Wort und den eilenden Gedanken dem Wechsel der Zeit und bewahrt der Erinnerung Vergangenes sicherer auf, als es das Gehirn der Sterblichen vermag. Das geschriebene Wort prägt sich tiefer ein und lässt die schweifenden Gedanken im Nachdenken darüber verweilen.

II. Die Litteratur.

Niedergeschrieben wurde zuerst, was für das Leben besonders bedeutungsvoll und werthvoll war. Zunächst wohl nicht Dinge idealerer Art, Gedichte und Erzählungen, sondern solche, welche für das praktische Leben eine Bedeutung hatten, Verträge, Gesetze, Zeitbestimmungen[1]), sodann bald auch Heldenthaten, die man der Nachwelt überliefern wollte, endlich Opferrituale, Gesänge zu Ehren der Gottheit u. s. w.

Da der Verfasser über die Entwicklung der Schrift nichts Neues beizubringen weiss, kann er sich kurz fassen. Das Aelteste ist die Bilderschrift. Was erzählt werden soll, wird gemalt. So gering die Fertigkeit ist, kann doch Bedeutendes erreicht werden. Was uns die Keilschriften und Hieroglyphen aus ältester Zeit mit

---

[1]) Siehe die Kauf- und Miethverträge bei Kaulen, Assyrien und Babylonien S. 179 ff. 3. Aufl. 1885. Der älteste Papyrus Prisse enthält moralische Vorschriften. Hieroglyphen und Keilschrift dienen meistens dazu, den Kriegsruhm der Herrscher zu verkünden, sodann zum Schmuck der Tempel und Preis der Gottheit. Die ältesten Schriften der Inder und Perser enthalten nebst religiös rechtlichen Bestimmungen Opferrituale, Hymnen und Gebete. Sehr alt sind die neuentdeckten Opfertafeln von Carthago und Massilia; die Inschriften des Moabiter Königs Mesa u. s. w.

ermüdender Breite zu erzählen wissen: Kämpfe, Siege, Darbringung von Tribut, Empörungen, Bauten, Hungersnoth und Ueberfluss, das vermögen wir viel einfacher und anschaulicher auf den kunstlosen Bildern zn lesen, welche die Grabmale und andere Baudenkmale schmücken. Freilich schon die Namen können nur dann durch blosse Bilder ausgedrückt werden, wenn sie Bedeutungen haben (wie Sonne, Sterne). Der nächste Schritt ist die Wortbezeichnung durch Bilder z. B. „Berg“ durch drei Spitzen, „fest“ durch kleinen Kreis auf hohem Untersatz, „Verwundungen“ durch perpendiculäre Striche, „Macht“ durch eine Linie vom Kopf zum Herzen, „Gehorsam“ durch eine Linie vom Ohr zum Herzen. Aber auch dieses Mittel wird unbehilflich, es reicht nur soweit, als die abstracten und formellen Elemente der Sprache nicht dargestellt werden sollen. Wie sollte man Pronomina, Präpositionen, Partikeln, Media, abstracte Beziehungen wie Geist, Seele, Tugend abbilden können? Man schritt zur Silbenschrift, wie sie uns das Hebräische bietet. An der Silbe selbst wird vor allem der Consonant aufgefasst. Die Vocale sind schwer fassbar. Sie nuanciren die Consonanten, welche den Stamm des Wortes repräsentiren. Wie bezeichnete man nun die Consonanten? Es ist dies nicht mehr immer zu erkennen, doch ist soviel sicher, dass das Zeichen eines Consonanten einem bedeutsamen Worte entnommen wird, welches mit ihm anfing z. B. W wurde durch einen Haken (ʔ) bezeichnet, da waw Haken heisst, d durch ein thürähnliches Zeichen (daleth = Thüre) etc. Aus dem phönikischen Alphabet stammen die Alphabete fast aller Culturvölker der alten Welt her. Durch Aufnahme der Vocale ist es eine Lautschrift geworden.

So viel über das äussere Hülfsmittel der Litteratur, dessen Besprechung um so nothwendiger erschien, als Litteratur von „litterae“, d. h. Buchstaben, etymologisch herstammt. Als allgemeinen Grundsatz für die Litteratur können wir den Satz aufstellen, dass nur Bedeutendes und Ausserordentliches, sei es idealer oder realer Art, ihren Gegenstand bildet. Unser gewöhnlicher täglicher Lebensverlauf in Arbeit, Ruhe und Genuss hat nur die einmalige Bedeutung, dass er sich vielleicht in diesem oder jenem von demjenigen anderer Personen unterscheidet. Ausserordentlich ist aber z. B. die Berührung mit Personen, mit welchen uns Geburt und Heimath nicht schon an und für sich verbunden hat, der Eintritt in den Beruf und in neue Stellungen, ausserordentliches Glück oder Unglück. Der Erinnerung werden in der Familienchronik nur

Geburten, Trauungen und Todesfälle aufbewahrt. Die tägliche Unterhaltung erstreckt sich naturgemäss auf ein viel weiteres Gebiet. Durch Schilderung aller, auch der scheinbar unbedeutendsten Zustände, durch liebevolles Eingehen in die kleinsten Verhältnisse weiss uns nun allerdings der modern realistische Roman das alltägliche Leben in seinem einfachen Verlauf interessant zu machen, und doch würde unsere Aufmerksamkeit nach dem ersten Einblick in eine immerhin fremde Welt und fremde Fühlweise erlahmen, wenn nicht etwas Bedeutungsvolles, Nichtalltägliches geschähe. Die Menschen müssen durch Worte nicht nur, durch Streit und Versöhnung, sondern auch durch Thaten die verborgene Tiefe ihres Liebens oder Hassens, ihrer Selbsucht oder Hingebung offenbaren. Die Charaktere werden nie ganz als die erscheinen, welche alltäglich vor unsern Augen herumwandeln. Wenigstens führt uns die Phantasie ein in ihr Denken und Fühlen oder was noch häufiger, sie vergrössert ihre Erscheinung, verschönert ihr Wesen heraus aus der Empfindung ihres warmen Innern oder aber breitet aus der Tiefe eines boshaften Herzens einen hässlichen Schein auch über das Aeussere der Gestalt, ihr Reden und Thun. Der Roman ist ein spätes Erzeugniss der Dichtung, wiewohl das verwandte Epos uns schon früh begegnet.

Noch bedeutungsvoller als selbst das Ausserordentliche in einem individuellen Lebensgang ist das, was Alle berührt, das Allgemeine; Gott oder die Götter sind gemeinsam; gemeinsam ihre Feste, die Opfer und Gebete, die man ihnen darbringt. Die Gebete besonders erhalten einmal ausgesprochen eine stereotype Form. Ein Gebet, das einmal hilft in der Noth, sei es auch nur ganz individuellem Drange entsprungen, pflanzt sich leicht fort. Das oft Wiederholte, das Gleiche, das dadurch Gebundene ist bedeutungsvoller als der Strom wechselnder Rede, es nimmt Antheil an der Natur des Unvergänglichen, Ewigen und verdient auf Stein und Erz eingehauen zu werden, wie das Gesetz, das Alle für alle Zeiten binden soll. Es ist freilich nichts Hohes, um was die Götter erfleht werden, es sind Zaubersprüche gegen Krankheiten aller Art, Bitten um irdischen Wohlstand, das Gedeihen des Viehes und der Saat, um Kinder [1]), doch auch schon Bitten um Befreiung von Schuld und

[1]) In Birch, Records of the past werden assyrische Zaubersprüche (Exorcismen) mitgetheilt, welche gegen verschiedene Krankheiten, bezw. die sie verursachenden bösen Geister gerichtet sind (z. B. der Hitzegeist). In den Rigvedas heisst es z. B.: „Du gibst uns das Ross, du giebst uns die Kuh, du gibst uns

Sünde[1]. Allen zu gut kommen die rettenden Thaten der Helden, die den reichsten Stoff zu Erzählungen bieten. Nicht nur die Phantasie wird mächtig erregt durch der Helden Kampf und Sieg, auch die Wohlthat wird empfunden, welche in der Ueberwindung roher feindlicher Mächte liegt. Das Menschengemüth ist nicht nur ideell, sondern auch gleichsam real an dem Kampf betheiligt, dessen Ausgang ihm selbst zu Gute kam. Oder wenn der Held unterging, einen tragischen Ausgang fand, so war es die Empfindung der eigenen Hinfälligkeit, die Erinnerung an Niederlagen und Leiden, welche dem Zuhörer das fremde Leid nahe brachte und andererseits wieder durch das Ueberwältigende des fremden Falles Milderung erfuhr. Aber auch die Liebe des Helden, sein Genuss und seine Freude findet verwandten Klang im Liede und versöhnt die Herbe des Lebens und Kampfes. Kampf, Sieg, Liebe, Ehre und Untergang sind die Motive, welche die Gemüther poetisch ergreifen und zu höheren Empfindungen erheben. Die Seele will bewegt sein

---

Getreide, o Indra, du des Reichthums gewaltiger Herr." „All dies Gut ringsumher ist als dein wohlbekannt, nimm davon, bring es her, Allgewaltiger, nicht verschmähe zu erfüllen das Begehren deines Dieners, der sich liebend nach dir sehnt. An diesen Tagen bist du gut, in diesen Nächten wehrst du den Feind von unsern Kühen ab und dem Gestüt." „An wasserreichen Triften wohnt der Reine, frisch an Kraft und reich an Söhnen. Nicht nah noch fern kann ihn die Waffe treffen, der in der Obhut der Aditja steht. Es strömen beide Welten ihre Fülle, der Himmel Regen, er gedeiht, ist glücklich. Er wird im Kampfe Herr der beiden Länder und beide Theile fügen seinen Worten sich." Ansehen, Ruhm, Wohlstand und Sicherheit, Kinderreichthum sind die Ideale des vedischen Menschen (nach Geldner). In einem Hymnus an Agni heisst es: „er segne uns mit Himmelsnass, gebe uns unantastbare Macht und schenke uns Speise tausendfach." Ebenso heisst es von der Mörgenröthe, sie gebe uns Speise, Kühe, Rosse und Wagen. „Du Himmelstochter, du hochgeborene Morgenröthe — gib uns Reichthum hoch und hehr." (Rv. 7,77). Auch der Segen Isaacs lautet: „Gott gebe dir vom Thau des Himmels nnd von der Fettigkeit der Erde die Fülle von Korn und Wein."

[1]) Rv. 7, 89: „Erbarme, Allmächtiger, erbarme dich, wenn ich so herumwandle zitternd wie eine Wolke, erb. A. erb. d. Mangel an Kraft war es, du starker und glänzender Gott, dass ich irre gegangen bin, erb. All. e. d." Ein babylolonisches Bussgebet lautet: „O Herr, meiner Sünden sind viele, meine Vergehen sind gross und der Götter Zorn hat mich getroffen mit Trübsal, mit Krankheit, und mit Bekümmerniss. Die Sünden, die ich begangen, wandle du in Gerechtigkeit." Was des Sündenbewusstsein hervortreibt, sind äussere Uebel, um deren Aufhören es dem Betenden vor Allem zu thun ist.

und wie könnte sie es anders, zumal im Anfang, als durch Erregung jener leidenschaftlichen Gefühle, welche das Leben mit Sturm erfüllen? Es muss leidenschaftliche Liebe und glühender Hass sein, was die stumpfen Gemüther erregen soll. Erinnern wir uns an die Sagen der Edda, an Homer, an indische Epen. Auch die hl. Schrift meldet aus ältester Zeit den Mord Kains, die Rache Lamechs, die Genesis der Nephilim. Diese Dinge haben grossen Eindruck auf die Gemüther gemacht und haben sich so in der Erinnerung erhalten. In der Ilias tobt mörderischer Kampf durch alle Gesänge hindurch und aller Sturm dreht sich um zwei Frauen: Helena und Briseis. Es ist sinnliches Fühlen und sinnliche Lust, was Leben und Feuer gibt. Wenn dennoch die Helden mit einem mythischen Gewand umgeben, in relgiösen Nimbus erhoben wurden, ward das nicht als Widerspruch empfunden, da der Götterhimmel selbst voll Blutdurst und Wollust war. Die Götter waren ja nur Potenzirungen von Naturgefühlen und Naturkräften und Fähigkeiten, besonders der Macht und Schönheit.

Wahrhaftiger nähert uns dem Göttlichvollendeten die heidnische Dichtung durch das, was für alle Zeiten an ihr belehrend bleibt, durch das Formelle. Wird uns der Inhalt auch fremd, die Gedanken und Gefühle unverständlich, so ist doch die Form, als das höchste Erzeugniss schönheitsbegabter Völker, für immer mustergültig. An der dichterischen Form fällt aber der Gebrauch der Bilder und Metaphern nebst der Bindung durch Maass und Gleichklang vor Allem auf. Wie das Versmaass und der Reim mit dem Gefühle des menschlichen Daseins und des Göttlichen zusammenhängt, wie er gesteigerten Körperbewegungen entspricht und in seiner gleichmässigen gesetzlichen Haltung an ein Ewiges erinnert, werden wir noch nachweisen. Die bildliche Redeweise aber ist so charakteristisch für die Poesie, dass man beides wohl schon identificirte. Die Gewohnheit des metaphorischen Vorstellens ist nun aber so sehr mit allem Denken naturalistisch gesinnter Völker verwachsen, dass auch alle kosmologischen und religiösen Probleme diese Gewohnheit wiederspiegeln. Man appercipirte z. B. den Lauf der Sonne, die Erscheinungen des Gewitters, den Wind, der die Wolke treibt, das Strömen des Regens oder den Blitz, den Wechsel von Sommer und Winter unter den menschlichen Vorstellungen der Lebensbahn eines Helden, einer Jagd, bei der der Wind den Hund und die Wolke den Eber, die Kuh oder anderes Wild spielt, eines

Kampfes zwischen dem Sommer- und Wintergott. Appercipiren ja selbst wir noch das Werden der Naturdinge, der Pflanzen und Thiere unter dem Bilde des künstlerischen Zweckes, der eine bestimmte Form verlangt. Dem ähnlich ist die poetische Metapher, die sich um so leichter und früher einstellt, je mehr dieselbe Empfindung das All umschliesst und die Unterschiede weniger beachtet. Verschieden aber ist von der Apperception die Metapher, wenn eine absichtliche bewusste Zusammenstellung an und für sich heterogener Vorstellungen stattfindet, um nur eine Seite der Aehnlichkeit deutlich ins Bewusstsein zu rücken. Der Dichter kennt wohl den Unterschied des Menschen von Thieren und Pflanzen, wenn er den Helden mit dem Widder, dem Stiere, dem Renner oder der Eiche vergleicht. Es ist nur eine Seite des Falken, des Adlers und andererseits des Rehs, der Taube, der Lilie oder Rose, worin sich Liebende vergleichen. Wenn Homer das plötzliche Zurückschnellen im Anlauf des Kampfes vor einem überlegenen Gegner mit der furchtsamen Zurückwerfung des Körpers bei dem Anblick einer gefährlichen Schlange vergleicht, wenn er das Summen der Heerversammlung mit dem Wogen des Meeres, das Hervorperlen der Thränen mit dem Hervorrieseln einer klaren Quelle unter Felsgestein vergleicht, so fehlt hier nie das Bewusstsein des Unterschieds. Denn eben, dass oft ganz entgegengesetzte überraschende Bilder zusammengestellt werden, bildet den Reiz der Rede. Unser Blick wird erweitert auf den ganzen Umkreis der Schöpfung. Wir werden gleichsam erhoben zu der göttlichen Ansicht der Dinge, zum Schauen des Allwissenden, der mit Einem Blick Alles umfasst: die Welt der Menschen, Thiere und Pflanzen, die todte Natur und die Sternenreihen. Das Gemälde eines Menschen, sein Portrait allein hat zwar einen grossen Werth, sei es nun der Realismus oder der Idealismus der Darstellung, was uns gefällt. Allein vollendeter Genuss, ein Gefühl der Erhebung kann uns nur eine Scene menschlichen Lebens auf breiterem Hintergrund der Umgebung bieten. Je weiter der Gesichtskreis wird, je höher die Intuition, desto grösser das Gefallen, desto freier die Lust. Unserer Ansicht nach ist es also nicht so sehr die Aehnlichkeit der Bilder und Metaphern, als vielmehr der Gegensatz bei aller Aehnlichkeit, was den Blick erweitert. Wir empfinden allerdings den Gegensatz wohl schärfer, welcher zwischen der geistigen Welt des Menschen und dem äusserlichen, aber formvollendeten Naturleben sich aufthut. Denn die Urzeit

empfindet mehr hinein in die Natur und ihr geheimnissvolles Leben. Ihr steht Thier, Pflanze und Mensch viel näher, als uns. Dennoch bleibt des Unähnlichen genug, der Abstand ist so breit, dass die Phantasie den breitesten Spielraum für ihr Sinnen und das Weben von Beziehungsfäden behält.

Mit einer eben berührten Gefühls- und Denkeigenschaft, dem Mangel sicherer Unterscheidung, hängt eine weitere formelle Eigenschaft des Dichtens und Erzählens zusammen. So wenig der Mensch sicher und klar Menschen- und Naturwelt unterscheidet, so wenig sich selbst von seinen Genossen. Man kann bei der Entwicklung von Sitte, Recht und Staat die Beobachtung machen, dass das Individuum sich vom Ganzen immer mehr abhebt, in dem es zuerst unterging. Dieser Process steigender Individualisirung und Subjectivirung ist ja sogar physiologisch zu beobachten. Die Glieder einer niedriger stehenden Race gleichen sich alle um so mehr, je weniger Mischung fremden Blutes stattfindet. Was sich nun im Körperlichen durch grössere Mischung vollzieht, das hat seine Analogie im Geistesleben. Die Anschauungen werden durch grössere Ausdehnung des Gesichtskreises, durch Wanderungen und Erfahrungen viel reicher, mannigfaltiger und bewegter. Man unterscheidet fremde Sitten und Gebräuche von eigenen und wird auf sich selbst aufmerksam.

Aber selbst in der bewegten hellenischen Welt, in welcher die homerischen Gedichte entstanden, war noch die Objectivität des Dichtens und Fühlens so gross, dass der Dichter ganz in seinem Stoffe aufgeht. Er singt nicht über Etwas und besingt nicht, sondern er singt den Zorn des Achilles (*μῆνιν ἄειδε*), er singt den vielgewanderten Odysseus, die Rache an den Freiern u. s. w. Wie das Kind in seiner Märchenwelt, so lebt der Dichter in der Welt der Helden. Er erlebt selbst Alles, was er singt und braucht seine Gefühle nicht eigens auszusprechen, da sie in den Worten Achills und des Odysseus selbst liegen. Es ist nicht etwa so, als ob er sich dem Stoffe gegenüber nur passiv verhielte, als ob ihn die Grösse der Helden, der Glanz ihrer Thaten von selbst zu begeisterten Worten forttriebe; der Dichter geht nicht auf in dem Stoffe, wie man es einseitig darstelllt, sondern der Dichter gibt sozusagen das Beste erst her, er leiht die Wärme der Empfindung, die Fülle der Bilder, die Hoheit des Sinnes, welche in dem Berichte trockener Thaten nicht schon liegt, seien sie noch so gross; die

subjective Empfindung war mächtig und kräftig, kräftiger als in freieren bewussteren Zeiten. Aber die Empfindung selbst objectivirte sich in den Gestalten der Helden, und zuvor oder gleichzeitig an denen der Götter. Jeder Gott stellt ein eigenes Gefühl, eine eigene Fähigkeit dar. Daher die Verschiedenheit der Göttercharaktere nach Kraft, Klugheit, Härte und Milde, Ruhe und Beweglichkeit. Wenn dann dennoch die Götter gemeinsame Züge tragen, so ist das allerdings ein Zeichen grösserer Gleichförmigkeit des Nationalcharakters.

Das subjectiv individuelle Gefühl spricht sich vorzüglich poetisch im Liede, in der Lyrik aus, nicht als ob aber nicht schon vor der Reflexion auf eigenes Fühlen und Wollen die Lyrik bestanden hätte, wie es eine ästhetische Theorie behaupten möchte. Es gibt schon vor dem Durchbruch der individuellen Persönlichkeit eine reiche objective Lyrik, besonders in den Gesängen an die Götter, die des Herzens Wünsche befriedigen sollen. Freilich wird erst dann die Lyrik völlig selbständig werden, wenn sich das Ich von der objectiven Welt losgerissen, mit der es ganz verwachsen ist. Und wie geschieht dies? Seines Ichs wird der Mensch schon frühe praktisch bewusst durch den Gegensatz, in den ihn sein Wünschen und Begehren mit der Gesellschaft und mit dem Willen der Gottheit, mit dem Schicksal und dem sittlichen Gesetze bringt [1]). In Griechenland z. B. knüpft sich der Beginn eines gewissen Subjectivismus an die Unzufriedenheit mit der bestehenden Gesellschaftsverfassung, den Sturz der Aristokratie und die demokratischen Regungen, welche dem Individuum mehr Rechte und Freiheit zu verschaffen suchten. Der Dichter Archilochus ragt zuerst hervor durch ein entschiedenes Bewusstsein seiner Persönlichkeit gegenüber aristokratischem Stolze. Was war es nun, das am eigenen Selbst zu besingen war? Was erfüllte und erhöhte das Lebensgefühl und bildete einen Stoff, der allgemeiner Beachtung werth war? Es waren die Bestrebungen und Empfindungen, worin man des Lebens

---

[1]) In der hl. Schrift finden sich die ersten lyrischen Elemente im Geschlechte Kains, der sich gegen Gottes Ordnung auflehnte (Rachegesang Lamechs 1. Mos. 4, 23). Zu Kain spricht Gott: „Warum ergrimmst du und warum fällt ein dein Angesicht? Ist es nicht also? Wenn du Gutes thust, erhältst du Lohn, wenn aber Böses, so liegt vor der Thür die Sünde [wie ein wildes Thier] und hat Verlangen nach dir, aber du herrsche über sie.“ Der Gegensatz gegen Gottes Gesetz erregt die subjective Empfindung zu selbstbewusstem Stolz.

Glück und Ziel sah: der Genuss, der Kampf, die Tugend. Seine Liebe besang man, man lud ein zum Weine zu festlicher Freude, feuerte das Herz zu muthigem Kampfe an. Allein man empfand auch frühe die Beschränktheit, die Grenzen des eigenen Begehrens, das Weh des Lebens, die Leiden und Qualen massloser Wünsche. Der elegisch-schmerzliche Zug fehlt daher nirgends, von Hesiod und Theognis an bis auf Tibull und Properz. Höher steigt die Seele, wenn sie die Götter verherrlicht, wiewohl diese von verschiedener Qualität waren, und die Tugenden, die Mässigkeit (Theognis), die Arbeit (Hesiod), die Tugend selbst (Aristoteles) preist. Die Personification der Tugenden gelang um so leichter, als sich dem antiken Geiste leicht Alles das zu objectiver Gestalt verdichtete, was die Seele von sittlichen und edlen Empfindungen durchzog. Neben der poetischen Bildersprache war es auch eine andere mehr nüchterne Form, in welcher die Lebenserfahrungen über des Menschen Thun und Streben niedergelegt wurden. Es war das Epigramm und die Gnome. Viel klarer war hier die Reflexion und bewusster der Gedanke. Als die grössten Weisen galten die Männer, welche Mässigkeit, Bescheidenheit im Urtheil, Standhaftigkeit, Vorsicht und Ordnung empfahlen. Das Bewusste, Sichere und Klare war es, was ihre Sprüche vor verwandten dichterischen Worten auszeichnete. Sie verwiesen den Menschen auf sich selbst, und wenn sie den Götterglauben auch nicht angriffen, so lag eine Abkehr von dem phantastischen Götterwahne in ihrer Concentration auf das Sichere, Bestimmte und Vernünftige des Lebens. Dadurch wurden sie für die Entwicklung des Vernunftforschens, für die Philosophie, anstossgebend. Den Beginn der Philosophie werden wir weiter unten behandeln und hier zunächst die Entwicklung der Litteratur zum Drama hin noch kurz behandeln.

Wie das Epos, mischt auch das Drama Menschen untereinander; aber der grosse Unterschied ist der, dass jenes den Menschen schildert mit seiner ganzen noch unlebendigen Umgebung, während ihn das Drama davon ablöst. Dazu kommt, dass, wie in der lebendigen Lyrik des Volkes, die Personen selbst auftreten, welche ihr Fühlen und Denken gegenseitig aussprechen. Wird der Mensch in seiner Arbeit, seinem Kampfe und in seiner Umgebung vorgeführt, so ist es leichter, jene Idealität und jenen Ernst zu wahren, welcher eine poetische *μίμησις*, eine Nachahmung des wirklichen Lebens erst werthvoll macht. Wo dagegen der Mensch nur dem Menschen

begegnet und mit ihm verkehrt, kann nicht leicht jenes Mittelmass gewahrt werden, welches den Menschen im Leben ebensoweit von tragischer Höhe, wie komischer Schwäche und Niedrigkeit entfernt hält. Die Menschen können gegenseitig nur in interessante Spannung gerathen durch ausserordentlich heitere oder traurige Verwicklungen. Steigt ja auch der Dichter in seiner Isolirung entweder zur Höhe der Wonne, oder zur Tiefe des Schmerzes. Es müssen immer tief in das Leben einschneidende Ereignisse und Zwischenfälle sein, welche die Menschen in gegenseitige Action bringen und kein Glied theilnahmslos lassen. Es muss sich um das Lebensglück und Lebensloos handeln, und damit wir uns für die Personen interessiren, um deren Leben es sich handelt, müssen sie als tugendhaft, als Helden und Wohlthäter der Menschheit, unsere Liebe und Verehrung beanspruchen. Sie müssen dem Verhängnisse ungestümer Liebe (Romeo und Julie), der Eifersucht (Othello), der Undankbarkeit (Lear), dem Dämon eigener oder fremder Herschsucht (Macbeth, Cäsar, Wallenstein, Maria Stuart), sie müssen den Folgen des Geschlechtsverhängnisses (Oedipus), der Unnatur der bestehenden Ordnung (Antigone) und den Pflichten allzuhoher Bestimmung (Hamlet) verfallen. Der Ausgang kann ausnahmsweise auch ein glücklicher sein (der Kaufmann von Venedig). Aber gewöhnlich bestimmt der glückliche Schluss auch die ganze Haltung des Stückes. Es wird mit Humor durchwürzt, es wird ein Lustspiel. Die ganze Stimmung ist eine heitere und fröhliche.

Eine hohe sittliche Bedeutung hat die Tragödie. Während die Lyrik schwankt zwischen Optimismus und Pessimismus der Weltauffassung, lässt die Tragödie, wenn auch unausgesprochen, die Ahnung ewiger sittlicher Gesetze durchblicken, an denen menschliche Begehrlichkeit und der Hochmuth seine Grenzen findet. Sie fordert gebieterisch eine Versöhnung des Weltelends, eine Lösung der Räthsel des Schicksals in dem höheren Bereiche des Transscendenten, wohin sich die schmerzliche Empfindung des Zuschauers nothwendig erheben muss. Die frostige Kühle des tragischen Schlusses erzeugt mit physiologischer und psychologischer Gesetzlichkeit die Reaction des Gefühls, die Flucht in Sphären, wo sich die Widersprüche ausgleichen. Die antike Tragödie eines Sophokles mahnt oft ausdrücklich an eine höhere Ordnung, an geheimnissvolle Gesetze, nach denen sich irdisches Schicksal erfüllt und löst so oft weit besser, als die Philosophie, die Räthsel des Lebens.

Nachdem wir Stoff und Form der Poesie dargelegt haben, wird es einen passenden Uebergang zur Entwicklung der Religion bilden, noch einige Aufmerksamkeit der ältesten uns erhaltenen Litteratur, vornehmlich der hl. Schrift, der wahren Offenbarung, zuzuwenden. Diese Litteratur wird den historischen Beweis dessen vervollständigen, was wir über das Werden der Litteratur überhaupt vermöge eines Rückwärtsschlusses sagten. Zum Göttlichen will uns alle Poesie erheben. Sie will in uns ideale Anschauungen und Empfindungnn erregen, indem sie uns grosse Helden vorführt und das belebende Gefühl der Menschheit durch Bilder aus dem reichen menschlichen Leben allein und im Zusammenhang mit der grossen Natur erweckt. Rein sind freilich solche Empfindungen nicht, welchen das Bewusstsein des wahren überweltlichen Gottes fehlt. Sie sind naturalistisch und entbehren der Würde und Heiligkeit wahrhaftig religiöser Erhebung. Allein es ist doch Geistesleben, die Litteratur zwingt zur Einkehr in sich, zu stiller Betrachtung und erhebt über den Lärm und den Wirrwarr des gewöhnlichen Lebens. Wo die Grenzen menschlicher Freiheit und creatürlicher Schönheit wenigstens stillschweigend anerkannt sind, mag die poetische Betrachtung der Welt uns erfreuen. Wir wissen das irdisch Schöne als Abglanz ewiger Schönheit wohl zu würdigen. Gegen die Gefahr, über der irdischen Schönheit die wahre Schönheit zu vergessen, das unsichtbare Licht, das wir nur zu ahnen vermögen, kann freilich die religiöse Poesie nie genug anringen. Die weltliche Poesie vergisst zu leicht, dass ihre Mutter die religiöse Poesie war.

Die religiöse Poesie ist die älteste. Der Wunsch, den das Herz stille hegt, die Bitte an Gott oder die Götter, der Segenswunsch über Angehörige und Gemeindegenossen gewinnt unwillkürlich poetischen Ausdruck. Für diese Annahme liegt uns ein historischer Beweis in den heiligen Schriften der Israeliten, der Indier und Perser vor, die ins graueste Alterthum hinaufreichen. So verschieden der Inhalt ist, so weit der Abstand zwischen der himmlischen Klarheit der wahren Offenbarungsurkunde und der phantastischen Ueberladung, Verwirrung und Idololatrie der indischen und persischen Religionsbücher, so ist doch der Grundzug derselbe: den Hauptkern bilden Gebete, die sich ans Opfer anschliessen, Segenswünsche, religiöse und religiös-politische Vorschriften, besonders aber Opferrituale, d. h. Regeln für die Priester (Priesterweihe), Opferwerkzeuge und die Art der Opferung.

Was in der hl. Schrift ins graueste Alterthum hinaufreicht, sind die Segenswünsche Noes, Abrahams, Isaacs und Jacobs, welche ebensosehr Gebete wie göttliche Verheissungen und Prophezeiungen, wahrhaftige Testamente sind. „Gebenedeit sei der Gott Sems," sagt Noe; „Chanaan sei sein Knecht! Gott breite Japhet aus und er wohne in den Hütten Sems; Chanaan sei sein Knecht." Es ist hier Befehl, Testament, Gebet und Voraussage in Eins vereinigt. Wenn sich auch in aussersemitischen Kreisen die Tradition dieses hochbedeutsamen Testaments verloren hat, so ist das zum Theil gut erklärlich. Die Erinnerung an Noe aber findet sich überall. Abraham spricht selbst keinen Segenswunsch aus, er bittet nicht; er glaubt und handelt. Er ist in stetem persönlichem Verkehr mit Gott, und dieser segnet ihn unzähligemal und verheisst ihm glänzende Nachkommenschaft. „Ich will dich zum grossen Volke machen und dich segnen und will deinen Namen gross machen und du sollst der Gesegnete sein. Ich will segnen, die dich segnen und verfluchen, die dich verfluchen und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde." Isaac segnet Jacob und Esau. „Gott gebe dir vom Thau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde die Fülle von Korn und Wein; und Völker sollen dir dienen u. s. w." (1. Mos. 27, 28 f.) Dem Esau verheisst er: „Vom Schwerte wirst du leben und deinem Bruder dienen; doch wird die Zeit auch kommen, dass du sein Joch auch abschütteln und ablösen wirst von deinem Halse." Jacob erhält noch zweimal Gottes Segen, bei dem Antritt und Ende seiner Wanderung: im nächtlichen Gesichte bei Bethel und nach dem Ringkampf mit Gottes Engel. Der Segen Jacobs ist ebenso schön durch seine reiche Poesie, die Herder trefflich gedeutet, als die Klarheit der Aussicht in die Zukunft und die Entwickelung der aus ihm hervorsprossenden Stämme. Ein junger Löwe ist ihm Juda, ein starker Esel Issachar; Dan ist eine listige Schlange, Nephthali ein Hirsch, und ein räuberischer Wolf ist Benjamin. Ruben wird verworfen wegen seiner Blutschande, Simeon und Levi wegen ihrer blutigen Rache an den Sichemiten. Aus den spätern Büchern Mosis ist besonders erwähnenswerth der Segen und Fluch, die Verheissung von Glück und Unglück im Fall der Befolgung oder Uebertretung des Gebotes (3. Mos. 28), der priesterliche Segen über das Volk: „Es segne dich der Ewige und beschütze dich; es lasse leuchten der Ewige sein Antlitz auf dich und sei dir gnädig etc.", der Segen Bileams, in dem er Israel mit einer

Löwin und einem Nashorn an Stärke vergleicht. Die bekannte Stelle vom Stern und Scepter in Jacob findet sich hier (3. Mos. 23, 24.)

Diese und ähnliche der Lyrik vergleichbare Stücke der hl. Schrift umgeben und umflechten einen festen Stamm historischer Aufeinanderfolge, welche zuerst das Leben der grossen Helden der israelitischen Vergangenheit, sodann die religiöse und politische Constituirung des Gottesvolkes umfasst. Während anderwärts die Heldengeschichte und das Heldenepos sich ablöst von der religiösen Entwickelung, sind in der hl. Schrift die Träger der religiösen Entwickelung auch die Heroen der Vorzeit. Wenn wir daher früher zwischen einer mythisch-religiösen und rituellen, und der heroischen Litteratur unterschieden und diese jener folgen liessen (s. S. 312 ff.), so gilt dies nicht in gleichem Maasse von der heiligen Litteratur. Diese hat bei aller Klarheit und Einfachheit etwas Universelles dem Wesen und der Form nach. Sie bietet uns nicht bloss einen herrlichen Umblick auf alle Völker, eine Fülle in sich vollendeter Charaktere ohne Einseitigkeit, sondern enthält in derselben gleichmässigen ruhigen und doch bewegten Darstellung alle Formen poetischer Behandlung. Sie ist episch, lyrisch und dramatisch zumal. Vorherrschend ist allerdings der lyrische Charakter, da es im Wesen der religiösen Litteratur liegt, das Gemüthsleben in Freud und Leid, im Jubel, im Bussschmerz und in der Noth des Lebens darzustellen. Die lebendige Empfindung leiht auch dem Unbelebten Leben, und so sind jene zahlreichen Personificationen erklärlich, welche uns frühe in der hl. Litteratur begegnen: z. B. das Blut schreit, das Schwert frisst u. s. w. Im folgenden Abschnitt werden uns mehr solche Personificationen begegnen.

(Schluss folgt.)